

„Der Tod ist wie eine Amputation“

Vater, Sohn und Neffe verunglücken bei einem Verkehrsunfall Anfang März in der Nähe von Leingarten. Eine 20-Jährige verliert bei einem Frontalzusammenstoß am vergangenen Sonntag bei Schwaigern ihr Leben. Die Polizei spricht von einer schwarzen Serie, bei der Notfallseelsorger Jörg Spahmann und Jürgen Rist Erste Hilfe für die Seele leisten - für Überlebende und Angehörige. Sie berichten Helmut Buchholz, wie schwer es ist, mit dem Tod umzugehen.

Herr Rist, Sie begleiteten einen Lkw-Fahrer, der nach dem Unfall in Leingarten unter Schock stand. Wir wollen kein Salz in die Wunden streuen, die dieses Unglück in die Herzen von vielen Menschen im Unterland gerissen hat. Aber vielleicht können Sie Außenstehenden erklären, mit welchen emotionalen Zuständen Sie es zu tun bekommen.

Jürgen Rist: Die Menschen, denen wir beistehen, denken, ihr Leben wird verrückt. Und zwar in dem Sinne, dass das Ganze sie aus der Bahn wirft. Nichts ist mehr wie vorher, etwas in ihnen ist verrückt worden. Dies zeigt sich sehr unterschiedlich bei den Menschen.

Zum Beispiel?

Rist: Die Bandbreite reicht von heftigsten emotionalen Ausbrüchen, bis zu Lethargie, Schweigen. Dazwischen gibt es alles.

Macht das nicht ihre Arbeit so schwer? Sie begleiten die Polizei, die die Todesnachricht überbringt, und die Reaktionen der Hinterbliebenen sind unvorhersehbar.

Rist: Es ist enorm wichtig, dass nicht wir die Nachricht überbringen, sondern die Polizisten. So werden wir nicht zu den Todesboten, die die erste Reaktion abbekommen. Es ist gut, das zu trennen, denn wir sind dann mit einer anderen Funktion da.

Wie spenden sie Trost?

Jörg Spahmann: Es geht zunächst einmal darum, die Situation emotional zu stabilisieren. Dass man die Leute zum Beispiel davon abhält, ins Auto zu steigen. Tempo rausnehmen, Schweigen...

Ich dachte, Reden ist immer besser?

Spahmann: Schweigen ist manchmal auch angebracht, weil mir und uns manchmal auch die Worte fehlen. Die Leute sind in einem Schockzustand. Rist: Wir müssen ordnen, Strukturen schaffen, ein soziales Netz aufbauen. Wir helfen den Berg zu sortieren, der auf die Hinterbliebenen, die Überlebenden zukommt. Spahmann: Wir können erst wieder gehen, wenn wir sicher sind, dass die Menschen gut betreut sind. Dass keine Gefahr für sie besteht.

Wie lange dauert das in der Regel?

Spahmann: Im Schnitt sind wir zwei bis drei Stunden bei den Hinterbliebenen.

Wie helfen sie sich, wenn sie selbst nicht weiterwissen?

Rist: Hilfreich ist der Faktor Zeit. Wir bringen auch unsere Gesprächskompetenz ein. Wir vermitteln den Menschen den Eindruck: Da ist noch jemand da. Das ist vielleicht die stärkste Hilfe. Das nimmt den Hinterbliebenen das Gefühl, dass jetzt alles aus ist.

Und wenn keiner mehr da ist?

Rist: Wenn es keine Familie gibt, dann Freunde, Nachbarn. Irgendjemand, der solidarisch ist. Spahmann: Wichtig ist der innere Abschied. Man muss, was geschehen ist, akzeptieren, annehmen, sich damit auseinandersetzen. Einen inneren Frieden schließen, später. Oft hilft ein Ritual dabei. Ein Gebet vor dem Toten, zum Beispiel. Rist: Dieses Ritual ist sehr hilfreich ist. Es gibt einem das Gefühl, dass man eingebettet ist in etwas Größeres. Das hilft. Das tut wohl. Spahmann: Ich habe erlebt, dass Taucher und andere Rettungskräfte einen Menschen nur noch tot aus dem Neckar bergen konnten. Das war sehr belastend, weil alle noch Hoffnung hatten.

Wir haben uns um ihn gestellt und ein Vaterunser gesprochen. Das hat allen geholfen, mit der Situation fertig zu werden, Abschied zu nehmen.

Was sind die extremsten Situationen, die sie erlebt haben?

Spahmann: Dazu gehören auch Verkehrsunfälle. Rist: Schlimm sind auch Gewaltverbrechen. Und wenn Kinder beteiligt sind. Ich hatte in einer Woche fünf Todesfälle als Notfallseelsorger. Das war extrem. Mehr hätte ich nicht mehr geschafft.

Zerbrechen manche Menschen an dem Unglück?

Rist: Es gibt welche, die kommen nicht mehr auf die Beine. Das kommt aber selten vor. Spahmann: Schlimm ist, wenn jemand plötzlich stirbt. Der Tod gibt einem das Gefühl der Amputation. Da fehlt plötzlich etwas.

Notfallseelsorger hatten 400 Einsätze in den letzten sechs Jahren im Unterland. Hat das ihr persönliches Verhältnis zum Tod verändert?

Spahmann: Ich bin bei der eigenen Familie vielleicht etwas nachdenklicher geworden, denke manchmal zum Beispiel bei meiner Tochter, wenn sie nachts Auto fährt, dass sie wieder gesund heimkommen soll. Rist: Ich erlebe keine Abgeklärtheit an mir. Jeder Einsatz ist neu, unkalkulierbar. Ich fahre jedes Mal mit einem inneren Herzklopfen los.

Sie hatten sicher in Ihrer Familie auch Todesfälle. Hat Ihnen ihre Arbeit da geholfen?

Rist: Ich bin wachsamer mit meinen Emotionen.

Fühlten Sie sich nie hilflos?

Rist: Nein und Ja - Gottseidank. Doch die Arbeit bewahrt einen nicht davor, bei Todesfällen in der Familie handlungsunfähig zu werden, für einen Moment orientierungslos.

Welchen Rat geben Sie dem Umfeld von Hinterbliebenen? Soll man Trauernde auf das Thema ansprechen oder besser doch nicht?

Spahmann: Das ist eine heikle Frage, es fordert Menschen heraus. Ich habe von Fällen gehört, da wechselten Menschen die Straßenseite, um Trauernden aus dem Weg zu gehen. Ein Standardrezept für jede Situation gibt es nicht. Rist: Meine Erfahrung ist, man muss gar nicht so viel tun. Man muss nur zuhören. Wer fragt „Wie geht es dir“, muss allerdings damit rechnen, dass das ein Türöffner ist. Oft reicht es aber, einfach nur die Hand des anderen zu drücken, zu sagen, ich denke an dich, ich bin bei dir.

Heilbronner Stimme - 24.03.2007